

„klassischen“ kontemplativen Orden. Beides stößt sich jedoch nicht im Geringsten, umschreibt doch der Begriff zwischen Orden und Kongregationen eben jenes seit Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzende Phänomen der Welle von unterschiedlichsten Neugründungen geistlicher Kommunitäten mit vorzugsweise aktivem Charakter. Die von Meiwes aus dieser Fehlinterpretation heraus immer wieder fast wie ein Korrektiv gebrauchte Bedeutung von „Kongregation“ bis hin zum Ausdruck „Frauenkongregation“ scheint auf dieser Grundlage doch etwas überstrapaziert. Insofern wurden durch den „Ordensfrühling“ die wirklichen Verhältnisse eben auch nicht auf den Kopf gestellt, nur weil 1872/73 mehr als die Hälfte aller Mitglieder aller religiösen Genossenschaften aus den neuen Frauenkongregationen stammten (S. 72).

Einige kleinere Fehler seien an dieser Stelle korrigiert. Die Schwestern vom Guten Hirten stammen nicht aus dem belgischen Angers (S. 44) – Angers liegt vielmehr in Frankreich, was im Übrigen auch ein Grund dafür war, dass wegen dieser Herkunft in Preußen selbständige „unabhängige“ Häuser dieser Kongregation gegründet werden mussten. Auch wurden die Töchter (nicht Schwestern, vgl. S. 82) vom Hl. Kreuz nicht im „grenznahen belgischen Aspel“ (S. 82) gegründet, sondern in Lüttich. Aspel bildete vielmehr den ältesten deutschen Provinzsitz und liegt bei Rees am Niederrhein. Die Büsserinnen wurden nicht später von den Armen-Schwestern – die keineswegs aus Belgien übersiedelten! – zu den Schwestern vom Guten Hirten in Aachen verlegt (S. 100 Anm. 89), sondern bereits nach zwei Jahren. In Waldbreitbach gab und gibt es keine Franziskaner, sondern Franziskanerbrüder vom Hl. Kreuz (S. 111).

Es bleibt zu hoffen, dass die durchweg falsche Schreibweise der „Schwestern vom armen Kinde Jesus“ – nicht aber „Schwestern vom armen Kinde Jesu“! – sich nicht weiter ihren Weg durch die deutschsprachige Literatur bahnt. Hier hat die Pfülf'sche Biographie über Clara Fey bereits Ende des 19. Jahrhunderts einen scheinbar unausrottbaren Fehler in die Welt gesetzt, der gleichwohl die Bedeutung des sehr bewusst gewählten Ordensnamens verzerrt. Clara Fey sah in dem Traum, die sie zur Namensgebung brachte, ein Kind, das Jesus war, nicht aber ein Kind, das zu Jesus in einem Bezug stand. Eine ähnliche Nachlässigkeit liegt darin, wenn Meiwes aus den „Armen-Schwestern vom hl. Franziskus“ die „Armen Schwestern vom hl. Franziskus“ macht und dann zuweilen in noch unzulässigerer Verkürzung von „Armen Franziskane-rinnen“ spricht (z. B. S. 165, 255). Der Name ist im Sinne von „für die Armen“ zu verstehen, aber nicht im Sinne von z. B. „Arme Klarissen“.

Meiwes liefert trotz dieser Einschränkungen eine hochinteressante Studie, die erstmals die Bedeutung der neuen Kongregationen aus frauengeschichtlicher Perspektive herausarbeitet. Viele der Ergebnisse sind sicherlich auf gesamtpreußische Verhältnisse anwendbar, auf deutsche Verhältnisse wohl kaum, wie dies der Titel des Buches suggerieren könnte. Es dürfte jedoch von Interesse sein, in Zukunft die Ergebnisse einmal mit nicht-preußischen Rechtsverhältnissen oder rein ländlichen Räumen wie in Süddeutschland zu vergleichen und die Unterschiede herauszuarbeiten.

Wolfgang Schaffer

Restauratio Ecclesiae. Das Bistum Hildesheim im 19. Jahrhundert, hrsg. von Ulrich Knapp, Hildesheim: Gerstenberg 2001, 272 S. (Kataloge des Dom-Museums Hildesheim; 4)

Wer heute den Ortsnamen „Hildesheim“ vernimmt, denkt unwillkürlich an die großartigen Zeugnisse der Romanik in dieser Stadt selbst (Dom, St. Godehard, St. Michaelis) und im Umland (z. B. Goslar, Königslutter, Nörten; die Liste wäre noch viel länger ...). Die wohl bekann-

testen Hildesheimer Heiligen, die Bischöfe Bernward und Godehard, verweisen ebenfalls in die romanische Zeit. „Hildesheim“ und „Romanik“ erscheinen fast wie Synonyme, identifizieren die Hildesheimer Kirchengeschichte mit dem Hochmittelalter. Stimmt das?, mag man sich fragen, um dann festzustellen: Verweisen nicht die bekannten romanischen Denkmäler vor allem auf Klöster und Stifte?, Wo sind die steinernen Zeugnisse der alten Pfarrkirchen, zu denen jeder Christ gehörte?, Was vermittelt uns den Eindruck vom Kirchenalltag der Romanik? Dünn gesät scheinen diese Zeugnisse, auch sind sie viel weniger bekannt.

Die Antworten auf manche zweifelnden Fragen liegen zum Teil in der Reformation. Große Teile des alten Bistums Hildesheim wurden lutherisch-protestantisch; die Ausübung der katholischen Religion wich weithin der neuen Religion, Kirchen mussten abgegeben werden, spezifisch katholische Bauten wurden rar. Erst seit dem 19. Jahrhundert wuchs die katholische Bevölkerung wieder merklich an, etablierten sich neue Pfarreien auf altem Boden, entstanden neue Strukturen und neue Bauten. Die Mehrzahl der heute im Bistum Hildesheim existierenden Pfarreien stammt erst aus dem 19. Jahrhundert!

In zwei etwa gleich umfangreichen Teilen geht der Katalog einigen dieser Fragen nach. Der erste Teil (S. 10–130) umfasst sechs Aufsätze. Th. Scharf-Wrede handelt über „Momentaufnahmen“ der kirchengeschichtlichen Entwicklung des Bistums seit dem 19. Jahrhundert (S. 10–26), U. Knapp befasst sich mit den Kirchenbauten als Ganzes (S. 27–70), A. Gross beschreibt das Oeuvre des im Hildesheimischen aktiven Architekten und Baumeisters Christoph Hehl (1847–1911, in Bistum tätig 1871–1893 und wiederum 1901–1902), P. Meschede informiert über „Anmut, Pathos und Sentiment. Zur religiösen Malerei des 19. Jh. im Dom-Museum“ (S. 99–107), M. Kapp stellt „Historische Goldschmiede- und Metallarbeiten“ vor (S. 109–112), die zumeist in den Tresoren der Kirchen verwahrt und bisweilen noch in der Liturgie eingesetzt werden, und E. Scholz betrachtet Messgewänder aus dem Besitz des Dom-Museums Hildesheim unter dem Tenor „Granatapfel und Passionsblume“ (S. 113–128).

Der zweite Teil besteht aus dem eigentlichen Katalog (S. 131–266). Die Ausstellung zeigte insgesamt 140 Objekte in sieben Gruppen: Geschichte, Architektur, Plastik, Malerei, Kirchengeräte, Paramente und Bücher. Jedes dieser Objekte ist je nach Bedeutung kurz oder ausführlich, immer jedenfalls prägnant und vor allem les- und erfassbar beschrieben und vor allem abgebildet. Unzählige Bilder prägten auch schon den Aufsatzteil, in dem es kaum eine Doppelseite ohne eine Abbildung gibt. Der Leser, der aus den vielen kleinen Studien und Kabinettsstückchen hohen Gewinn ziehen kann, wird immer wieder auch zum Betrachter der in der Regel technisch hervorragend reproduzierten oder völlig neu aufgenommenen Fotos und kann sich auf jeder Seite nicht nur gedanklich, sondern auch optisch mit seinem Stoff auseinandersetzen.

Und dieser Stoff hatte und hat es in sich. Im groß angelegten Beitrag zur Architektur skizziert U. Knapp die Auseinandersetzungen des frühen Jahrhunderts, ob man sich beim Kirchenbau eher an antike Vorgänger, also an den von Schinkel und anderen mitunter verwendeten „klassischen Stil“ halten sollte oder an der Formsprache der Gotik. Die theoretischen Auseinandersetzungen der Baumeister untereinander (und auch der sie beauftragenden Theologen!) konzentrierten sich schließlich auf die Gotik, die unter anderem durch den 1860 gegründeten „Akademischen Dombauverein“ in Hildesheim den heftigsten Befürworter fand (Acht Jahre zuvor hatte unter anderen Umständen der Kölner Erzbischof Kardinal Johannes von Geissel den neogotischen Baustil für das Erzbistum Köln geradezu „kanonisiert“). Indes fanden sich in der Mitte des 19. Jahrhunderts auch einzelne Baumeister, die sich mit durchaus gutem Erfolg der Neuromanik zuwandten und einige Kirchen errichteten. Welche Entwicklung der Kirchenbau nahm, wie vergleichbar und doch differenziert gearbeitet wurde, zeigen die vielen Außenaufnahmen der Kirchen, aber auch die Innenansichten (vgl. S. 37, 45, 47, neogotische

Innenräume). Ein Genuss in technisch-zeichnerischer und auch künstlerischer Hinsicht sind die vereinzelt mitgeteilten Pläne und Skizzen der Baumeister des 19. Jahrhunderts (S. 64, 67, 137–163); in der technischen Fertigung dieser Pläne waren die damaligen Zeichner den heutigen, CAD-orientierten Zeichnern weit voraus ... Insgesamt zeigt der Katalog den Alltag des Kirchenbaus; man benötigte neue, größere Kirchen, erweiterte bestehende Kirchen, schloss mögliche spätere Erweiterungen auch nicht aus. Immerhin fand die räumliche Not nicht selten eine ästhetisch ansprechende Lösung!

Kirchliche Alltagskultur wird auch in den Gerätschaften der Liturgie und den Paramenten offenbar. Beschreibungen und Bilder führen den Betrachter näher an die farbenfrohen, dicht stilisierten und kraftvollen Stücke heran, als dies etwa beim Einsatz dieser Objekte in der Liturgie von heute notwendig wäre. Die vorgestellten Malereien und Plastiken, teilweise inspiriert durch Vorbilder aus dem Rheinland und anderen Regionen Deutschlands, ausgeführt nicht selten durch heimische, also im Niedersächsischen angesiedelten Künstler, Maler, Goldschmiede und Sticker(innen) zeugen mit der Wiederkehr bekannter Themen von der Notwendigkeit, gültige theologische Aussagen in neue und vor allem in viele Formen zu gießen, damit die Bevölkerung an ihnen teilhaben konnte. Die vorgestellten Missalien lagen, abgesehen von einigen besonders eingebundenen Stücken, auf den Altären der Domkirche, der Pfarrkirchen und auch kleinster Kapellen; bei der Bearbeitung von Pfarrarchiven werden immer wieder Exemplare der im Katalog vorgestellten Bücher vorgefunden. Es handelt sich also wirklich um alltägliche Ware in künstlerischer Gestaltung.

Diese Konzentration auf das Schöne im Alltäglichen scheint mir einen der vielen Vorzüge dieses Katalogs auszumachen, zu dem man die Autoren, das Dom-Museum und das Bistum Hildesheim nur beglückwünschen kann.

Josef van Elten

Jürgen Selck/Hermann Strüber (Hrsg.): Geistlicher, Lehrer, Naturforscher. Johannes Leunis zum 200. Geburtstag, Hildesheim, Zürich, New York: Olms 2002, 171 S.

Das Andenken an einen ungewöhnlichen Menschen und Geistlichen, den bedeutenden Naturforscher Johannes Leunis aus Mahlerden bei Hildesheim, konnte im Juni 2002 besonders gefeiert werden. Das Gymnasium Josephinum, an dem Leunis von 1824 bis 1873 lehrte und das seiner stets dankbar gedachte, widmete ihm zu seinem 200. Geburtstag eine Festversammlung und eine Festschrift. Herausgegeben von den Lehrern am Josephinum Jürgen Selck (Biologe) und Hermann Strüber (Germanist), kann sich dieses Buch neben den Biographien von Karl Lorenz Grube (Hannover 1876) und Hermann Seeland (Hildesheim 1937) gut sehen lassen: neue Erkenntnisse über den Naturforscher und seine Werke, Einsicht in einige seiner schwer erreichbaren Arbeiten, ein solider, geschmackvoller Einband.

Die Festschrift will als „Ausdruck von Bewunderung und Respekt vor einer großen Lebensleistung verstanden sein“, wie der Schulleiter Georg Liebke in seiner originellen Einführung unter dem Titel „Zeitgenosse Leunis“ schreibt, die eine lesenswerte Annäherung an den Menschen, Naturforscher und Lehrer bringt.

Die ersten fünf Aufsätze befassen sich mit dem Naturkundler und -lehrer Leunis und seinen Sammlungen. Jürgen Selck, der sich um die Aufarbeitung und Betreuung der Sammlungen seit 1985 verdient gemacht hat und über ihr „wechselvolles Schicksal“ berichtet, liefert einen grundlegenden Beitrag ab mit dem Titel „Ganzheitliche Naturbetrachtung als Aufgabe botanischer Forschung – Johannes Leunis und sein naturwissenschaftlicher Ansatz“. Werner Müller